© Digitised by the Harvard University, Download from The BHL http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Australische Reisebriefe, V.

Von Professor **H. Dexler.**

Fischerleben auf Stradbroke Island. I.

Bald nachdem unser Schiff die der Brisbanemündung vorgelagerte Barre überschritten hatte, sahen wir im Osten die Küste von Moreton Island als undeutliches dunkles Band am Horizonte auftauchen und zur Rechten begann sich die flache Insel St. Helena schärfer abzuheben. Wir glitten mehrere Stunden bei rein südlichem Kurse durch das spiegelglatte Wasser dahin, über das die letzten Ausläufer der Hochseedünung in kaum merklichen Hebungen und Senkungen verschwebten. Die laue Luft, der klare Himmel und das stille Meer gaben unserer Fahrt den köstlichen Reiz eines Vergnügungsausfluges, der von mir leider wegen der Erwartung des Neuen und Unbekannten nicht mit jener Hingebung genossen wurde, die er verdiente.

Früh am Nachmittage warfen wir am Südende von Moreton Island Anker, um mit dem dortigen Pilotenwächter Kloherty, einem Iren, wegen der Miete eines Segelbootes zu verhandeln. Im Süden schimmerte der weisse flache Strand von Stradbroke Island herüber, gegen den die weissen Kämme der Brandung in rythmischen Schlägen hinanrollten.

Mr. Kloherty war für unseren Vorsatz sofort zu haben; er überliess uns gern seinen Kutter gegen die stipulierten Bedingungen. Aus seinen Reden klang unverhohlen die Freude über ein gutes Geschäft, bei dem er andere arbeiten liess. Ansonsten waren seine Äusserungen weniger klar, dafür aber mehr mit einer Unzahl von Flüchen gespickt. Ein Misslingen, ein Ausbleiben der Dugongs gab er nicht zu. Er schwur, dass die Tiere in Scharen da wären oder er wolle mit Blindheit geschlagen sein und ein verdammter Lügner heissen. Ich fühlte gleich, dass ich mit einem Schlage aus dem Bereiche gebildeter Menschen in die Sphäre des einfachen Mannes versetzt war, dem der Erdgeruch anhaftet; Kloherty roch nach Whisky. Er behauptete, die Bai wie seine Tasche zu kennen, mit allen Rinnen, Untiefen und Winkeln, in denen die Dugongs zu finden wären; er behauptete ferner und schwur, jeden Tag die Tiere zu sehen und manchmal so nahe, dass er sie mit dem Messer erreichen zu können glaubte; er wolle so tot als wie nur möglich sein, wenn er sich irre.

© Digitised by the Harvard University, Download from The BHL http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

„There yonder they are and then there, and there“ ... und dabei wies er mit einer Freimütigkeit über die Jagdplätze, die für mich beglückend hätte sein können, wenn sie begründet gewesen wäre. Zu meinem Bedauern wirkte die Zusammenhanglosigkeit seiner Reden, sein unsäglich abstossendes Säufergesicht mit den dicken Stirnwülsten so deprimierend auf mich ein, dass ich alle weiteren Unterhandlungen am liebsten sogleich abgebrochen hätte. Mich hielt nur der Umstand davon ab, dass mir kaum eine andere Wahl blieb, wenn ich endlich mit dem Fange beginnen wollte, und ferner, dass der Mann seinen Vorteil selbst in die Wagschale warf. Im Falle des Fehlschlagens unserer Fischerei ging er leer aus; er wollte keinen Penny annehmeu, sondern beanspruchte das Fett und die Häute der Dugongs. Das Öl dieser Tiere wollte er zu hohen Preisen verkaufen, weil es ein unfehlbares Heilmittel gegen die Tuberkulose und gegen eine ganze Reihe anderer Leiden sei oder wolle er kein Gentleman sein.

Mr. Stevens, der sich alle Mühe gab, die Verhandlungen zu einem gedeihlichen Ende zu bringen, riet, den Ausführungen Klohertys trotz ihrer Übertreibungen Gehör zu schenken, weil aus ihm die Erfahrungen eines zwölfjährigen Aufenthaltes auf der Insel sprächen; zudem sei er ja nicht der Fischer, sondern nur der Bootsverleiher, und was schliesslich seine blumenreiche Sprache und den etwas angeheiterten Zustand anbelange, so würde ich mich daran gewöhnen müssen, wenn ich je die Absicht hätte, mit Moreton-Leuten zu unterhandeln; anders seien sie wohl kaum zu haben und ihre Sprache — well, they like to use strong expressions sometimes — und ihr Slang war als Moretondialekt weit bekannt. Nach meinen späteren Erfahrungen fand ich die Benennung der klobigen Wortgebilde, welche die Seele dieser Sprache waren, als „strong expressions“ eine sehr rücksichtsvolle.

Nach langem Erwägen wurde das Übereinkommen durch Handschlag bekräftigt und Whisky aufgetragen, den Kloherty nie entbehren zu können behauptete, wenn er gute Gedanken brauche. Offenbar nur in diesem Drange trank er unversehens meinen Becher und denjenigen Mr. Stevens aus und versprach uns bei allen irischen Königen, dass er die Bai gut überwachen und uns alles Wünschenswerte über die Züge der Dugongs durch Flaggensignale wissen lassen wolle. Ich beeilte mich loszukommen und wir dampften dem Süden zu, um in Dunwich unseren Fischer samt der Bootsmannschaft anzuheuern. Die Angelegenheit musste ich naturgemäss Mr. Stevens allein überlassen und ich bat, mich an jener Stelle auszusetzen, wo unser Lagerplatz sein sollte; es blieben mir einige Stunden, die ich bis zur Rückkehr des Dampfers der Besichtigung der bezeichneten Örtlichkeit zuwenden konnte.

© Digitised by the Harvard University. Download from The BHL http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Sie war nicht einladend. Sie lag an einer flachen Bucht im Bereiche einer Fischerreservation an der Nordwestseite von Stradbroke und ragte bloss wenige Fuss über die Flutmarke empor. Durch einen kleinen Brakwasserfluss, den Wallum Creek, und ausgedehnte Sümpfe war sie gegen das hügelige Innere der Insel und durch eine dichte Reihe hoher Mangroves gegen die Bai abgeschlossen. Jenseits dieses grünen Walles kamen die zur Ebbezeit trocken liegenden, sich auf viele Meilen der Küste entlang streckenden Sandebenen, dann weiter hinaus das glatte Seichtwasser mit flachen kleinen Eilanden, auf denen Schwärme von Seevögeln Rast hielten; dann erst folgte die weite spiegelnde Fläche der Bai, über die am westlichen Horizonte die Festlandküste mit den Glashausbergen in verschwommenen Linien herübergrüsste. Wie seewärts, so traf man auch landeinwärts eine wenig ansprechende Eintönigkeit. Der Platz lag auf dem Rücken einer ganz niederen Sanddüne und war nur mit wenigen Sträuchern, halbvertrocknetem Grase, einigen Eukalypten und Pandanen bewachsen; abgehauene Baumstämme, Glasflaschen und Blechbüchsen sowie eine verlassene Feuerstelle mit Haufen von Austernschalen wiesen auf den Aufenthalt von Menschen hin. Aus den Mangrovesümpfen tönte der langgezogene Ruf eines Vogels und hoch in der Luft strich ein Schwarm kleiner Papageien über den Busch. Sonst war kaum ein Lebenszeichen bemerkbar in dieser sonnigen Einöde. Die umgebende beklemmende Ruhe trieb mich bald wieder an den Strand hinaus, um nach dem Schiffe zu spähen. Aber auch hier bewegungslose Einsamkeit. Soweit mein Blick die Küste entlang schweifte, nichts wie lichtübergossene flache Sande, die in der schwälenden Stille eines heissen Sommertages flimmerten. Die idyllische Ruhe des Fischerlebens, die so vielfach besungen wurde, war hier jedenfalls gegeben.

Knapp vor Sonnenuntergang kam der „Albatros“ zurück, ein kleines Segelboot im Schlepptau. Mr. Stevens hatte meine Mannschaft mitgebracht samt dem Dugongnetz und den Ankern. Die Hauptperson war Tommy Nuggan, ein Vollblutschwarzer von typischem Aussehen. Er hatte den schmalen Schädel, die breite Nase, den niederen Nasensattel, das gewellte Wollhaar, den dichten Backenbart und die schwarzbraune Hautfarbe seiner Rasse. Zugleich vereinigte er die Abzeichen der wilden Gebräuche seiner Urväter mit denen europäischer Kultur. Die beiden Schneidezähne des Oberkiefers waren ihm ausgeschlagen und die Ohrläppchen grob durchlöchert. Er trug die Kleidung der weissen Fischer und handhabte ihre urwüchsige Sprache mit erstaunlicher Geläufigkeit. Er war Christ, Trooper und rechnete sich so zu den Weissen, wie irgend einer. Zu Hause in seinem Camp war er eine Standesperson. Er betrieb Krabben- und früher den Du-

© Digitized by the Harvard University, Download from The Biodiversity Heritage Library http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

gongfang und galt unter den Schwarzen von Dunwich als the old man — ein Rangestitel, der sich sinngemäss nicht ins Deutsche übertragen lässt. Mit ihm kamen zwei Halbblutschwarze, die von den Weissen ausser einer beträchtlichen Verstandesschärfe nur ihr Gaunertum übernommen hatten. Der Vierte im Bunde war ein Weisser, Harry Pond, der für das Boot, das Abkochen usw. verantwortlich war — ein stiller Säufer und ein Exemplar jener Schmarotzer, deren sich die menschliche Gesellschaft bei unseren Antipoden eben nicht entledigen zu können scheint. Er versuchte gleich anfangs sich als Herr über die Schwarzen aufzuspielen, hielt viel auf die besten Fleischstücke, ass gerne eingemachte Früchte und las englische Romane. Der Sonntag war im heilig, wenn er auch an Wochentagen schwere Arbeiten lieber vermied. Er war nicht aus Not, sondern nur aus Vorsicht Fischer geworden und auf die unbewohnten Inseln gegangen; am Festlande war zuviel Whisky.

Ich gestehe, dass mich die Aussicht, mich mit diesen Genossen zu einer Gemeinschaft zu vereinen und mit ihnen mehrere Monate in dieser Weltabgeschiedenheit leben zu müssen, etwas herabstimmte. Separatistischen Erwägungen nachzuhängen, war aber jetzt nicht möglich. Am Abende nahm ich mit Mr. Stevens, dem Kapitän des Albatros und seinem Maschinisten noch eine opulente englische Mahlzeit ein, die für lange Zeit die letzte mit Tischwäsche war. In der darauffolgenden Nacht zur Zeit des Hochstandes der Flut schaffte ich mein Gepäck an den Strand. Ein steifer Westwind hatte sich erhoben und warf hohe Wellen über die früher so stille Wasserfläche. Ich lernte zum ersten Male Kleider, Sand und Salzwasser weniger auseinanderhalten. Kaum war die letzte Bootsladung geborgen, so zog der Albatros sein Abfahrtssignal auf. Ich sagte noch einmal meinen Begleitern Lebewohl und sah nicht ohne Wehmut dem Dampfer nach, der bald im Morgengrau des kommenden Tages verschwand.

Die ersten Tage meines Aufenthaltes auf der Insel gingen unter den vielerlei Beschäftigungen, die die Anlage meiner improvisierten zoologischen Station und meines Camp mit sich führten, ungemein rasch dahin und brachten mir durch die Eigenartigkeit der geänderten Lebensbedingungen eine Menge des Neuen und Interessanten. Nachdem mein Zelt aufgeschlagen, ein Wasserloch gegraben und eine Feuerstelle hergerichtet war, hatte ich vor allen meinen äusseren Menschen den Arbeitsansprüchen anzupassen. Ich ging dabei von allen Bequemlichkeiten der sogenannten höheren Kultur bis auf die Unterkleider und die Zahnbürste ab und beteiligte mich so viel wie möglich an allen Arbeiten, die das Lagerleben mit sich brachte; ich opferte ihnen meine ganze Zeit, die mir das Präparieren, Schreiben usw. liess. Weniger war

© Digitised by the Harvard University, Download from The BHL http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

dabei der Versuch massgebend, einen Mann zu ersetzen als der Wunsch, mich von den Leuten möglichst unabhängig zu machen. Das Einarbeiten in die Handhabung der Netze und des Kutters erwies sich bald als ein grosser Vorteil. Bei schlechtem Wetter wollte die Mannschaft nicht aussegeln, teils aus Faulheit, teils aus Besorgnis vor den oft und unvermutet einfallenden Südostböen; namentlich Pond zeigte mir sehr bald seine Abneigung gegen ein solches Risiko und betonte über Gebühr die Schwierigkeit der Bootsführung mit drei Mann im rauhen Wetter. Hätte ich nicht vom Anbeginn überall Hand angelegt, so wäre es mir niemals gelungen, die Leute in jenem Arbeitstempo zu halten, das ich für notwendig fand und sie gründlich davon zu überzeugen, dass sie zu keiner Vergnügungsyacht gehörten.

Unsere ersten Ausflüge waren so genussvoll, dass man sie nur Lustfahrten nennen konnte, in die noch kein Schatten der Schwierigkeiten und der Bitternis der Arbeit hineingeworfen wurde. Sie gehören zu meinen schönsten Reiseerinnerungen. In den damaligen Maientagen bei einer leichten Brise in dem träge sich wiegenden Boote über die Bai zu kreuzen und sich ganz dem Genusse jener Romantik hinzugeben, welchen die See auf jeden ausübt, der nicht gezwungen auf ihr leben oder arbeiten muss, gehörte zu den beneidenswertesten Erlebnissen. Den Zug der kreisenden Seeadler zu verfolgen, das Spiel der Taucher und Delphine zu beobachten, sich zu erfreuen an dem Farbenwechsel, der aus den tangreichen Tiefen heraufleuchtete, dem dumpfen Brausen der fernen Brandung des Aussenmeeres zu lauschen, die sich in unser abgeschiedenes Refugium in leichten Wogen fortsetzte; dem Gang ferner Segel nachzustarren, die Luftspiegelungen an der Küste, das gelegentliche Auffahren eines grossen Seetieres zu sehen und noch viele andere Erscheinungen am grossen Webstuhle der Mutter Natur anstaunen, hören, fühlen und mitleben zu dürfen, war Glück. Unser Boot gehorchte leicht dem Segeldruck und zog stetig durch die Wellen, von einem kaum wahrnehmbaren Gurgeln im zurückbleibenden Kielwasser begleitet. Rhythmisch schlugen die Taue an den Mast. Tommy am Steuer sah achtsam nach vorne aus, hin und wieder einen Blick nach der Segelspannung oder nach dem Horizont werfend. Die andern splissten Stricke oder sassen auf den Seilringen, ihre Pfeife schmauchend und liessen sich in der Sonne braten. Etwas Leben kam nur beim Kurswechseln in die Gesellschaft, wenn sie dem Baume des Hauptsegels auszuweichen oder die Leinen zu führen hatten. Tommy legte das Ruder um, Vor- und Hauptsegel schlugen nach der anderen Seite hinüber, und der Kutter nahm seinen neuen Weg auf. Nach einigen kurzen Bemerkungen kam wieder ein Zustand behaglicher Schläfrigkeit über sie, den Tommy

© Digitised by the Harvard University, Download from The BHL http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

von Zeit zu Zeit durch seine Kommandos unterbrach . . . „slacke the jib sheet please, heave that rope . . . just a bit more . . . thats right“ usw. Die beiden Halfcasts sahen mit zwinkernden Augen über die blendende Wasserfläche. Ein tiefes Lustgefühl umschloss uns. Der Beruf eines Fischers schien mir der schönste und unser Kutter das vollkommenste aller Fahrzeuge. Ich hätte einstimmen wollen in den Ruf des fliegenden Holländers zu segeln, solange der Wind noch weht . . . .

Wenn wir dann nach langer Kreuzfahrt müde vom Schauen und von dem unausgesetzten Ausbalancieren des Körpers bei den Bootsbewegungeu in unsere Bucht einzogen und das lodernde Feuer sahen, das uns durch die Mangroves entgegenleuchtete; des dampfenden Tees und der schmackhaften Fleischrationen gedachten, die uns hier erwarteten, so hätte selbst ein Misanthrop für seine galligen Gedanken keinen Raum gehabt. Freilich waren unsere Fleischstücke nicht immer saftig, sondern oft voll Tuberkelknoten, und was der mühsame Walfang an Lebensfreude in uns zurückliess, haben Regen und Sturm uns gründlich ausgetrieben.

Die Seekuh, Sea cow auch Sea pig oder Dugong, wie sie nach dem Malayischen gewöhnlich genannt wird, ist ein Bewohner der warmen Meere und hat ein Verbreitungsgebiet, das von der Ostküste Afrikas bis über die Osterinseln hinausreicht. Am häufigsten wird sie, in mehreren Spielarten sogar, in den grossen Seichtmeeren getroffen, die sich um den malayischen Archipel, die Südseeinseln und südlich von Neuguinea gegen Australien hinziehen. Unter allen Seesäugetieren ist der Dugong, neben dem in den südamerikanischen Gewässern lebenden Manatus, der einzige jetzt lebende Vertreter der Klasse der pflanzenfressenden Wale oder Sirenen. Die letztere Bezeichnung, mit der diese Tiergruppe belegt wird, ist wohl nur als poetische Lizenz aufzufassen und auf die Eigentümlichkeit zurückzuführen, dass die Dugongweibchen ihre zwei Milchdrüsen an der Vorderbrust tragen, deren Ausführungsgänge in je eine ganz unscheinbare, achselständige Zitze münden. Im übrigen ist das Tier bei seinen drei Metern Maximallänge ungemein plump gebaut. Der fast walzenförmige Rumpf trägt eine breite, ungegabelte, wagrechte Schwanzflosse und zwei kurze Vorderextremitäten, deren Endteile als kurze Flossen seitlich abstehen. Der Hals ist kurz, vom Rumpfe etwas abgesetzt und geht ohne scharfe Grenze in den unförmlichen Kopf über. Ein äusseres Ohr fehlt; die Augen sind sehr klein und in der Lidspalte tief versteckt. Am Nasenende ist ein borstiger, dicker, schwappender Fortsatz aufgesetzt, der leicht beweglich und an seiner Unterseite mit einer breiten Tastscheibe nach Art eines kurzen Rüssels ausgestattet ist. Aus der breiten Maulspalte ragen eine Verlängerung des harten Gaumens und beim

© Digitised by the Harvard University, Download from The BHL http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

erwachsenen Männchen zwei kurze dicke, im Oberkiefer steckende Hauer. Hiedurch werden Formen geschaffen, die wir gewöhnlich nicht mit dem Begriffe Sirenen verbinden.

Das Fleisch des Dugong ist sehr geschätzt. Die Moretonfischer bezeichneten es als dem des Huhnes und Kalbes zugleich ähnelnd. Als besondere Delikatesse verehren die Australneger die fleischige Schnauze und die Engländer das Dugongbacon, die geräucherten, mit Fett durchwachsenen Brust- und Bauchdecken. Das bei gewöhnlicher Temperatur nicht erstarrende Fett oder Öl wird zu Heil- wie Speisezwecken verwendet, während aus der Decke ein daumendickes Leder bereitet wird. Die Stosszähne finden als Elfenbein, die Skelettknochen zu den verschiedensten Gebrauchsartikeln Verwendung. Bei den polynesischen wie malayischen Völkern spielt das Tier in den Religionsgebräuchen, Sitten und in der Geschichte eine wichtige Rolle. Blut, Flossen, Hauer und andere Organe dienen vielfach als Amulette.

Trotz des ziemlich hohen Handelswertes wird die Jagd des Dugong nirgends im grossen betrieben. Das Tier ist zwar gesellig, aber nur in kleinen Trupps von zwei bis zwölf Stück lebend und hat keine Sammelplätze wie etwa die Seehunde. Eine rentable Erbeutung in grossen Mengen, wie beim Robbenschlag, ist daher nicht möglich. Man ist genötigt, die Standplätze einzelner Familien aufzusuchen, um ihnen nachstellen zu können, und kann unter sonst günstigen Umständen 20 und noch mehr Stück per Boot fangen. Stärker beunruhigt verlassen die Überlebenden die betreffende Lokalität und erst nach Jahren glückt wieder ein Versuch, ihrer habhaft zu werden. Durch das geringe Einhalten der Wechsel und den Mangel an Zusammenscharung bleibt der Dugongfang immer Kleinarbeit, zur Ernährung einzelner Fischerfamilien oder der Bewohner kleinerer Inseln ausreichend, nicht aber genügend für industriellen Betrieb.

Die älteste Fangmethode ist das Speeren; überall dort, wo die Zeit und die Menschenkraft fast wertlos ist, bleibt sie die rationellste. Es werden dabei immer nur einzelne Exemplare erlegt, wogegen die Stammherde, die bei anderen Fangarten bald vernichtet sein würde, geschont bleibt. Die so geschaffene natürliche Einschränkung des Fanges ist gerade bei einem Tiere, das, sowie der Dugong, für viele Inselvölker die wichtigste Nahrungsquelle abgibt und das zu hilflos ist, um sich irgendwie selbst zu schützen, von grosser Bedeutung. Ausser seiner Scheu sind ihm keine Waffen gegeben. Es erhebt sich übrigens die Frage, ob die zeremoniellen Gebräuche, die auf den Südseeinseln beim Dugongfange eingehalten werden, nicht eine beabsichtigte Schonung zur Grundlage haben. Sie sind jedenfalls umständlich genug, um die Erlegung des kostbaren Tieres zu erschweren. Finsch

© Digitised by the Harvard University, Download from The BHL http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

hat uns über diese Formen gut unterrichtet. Die Heiligung der Speere, die Abgrenzung des Fangplatzes, der für tabu, d. h. für jeden Unberufenen nicht zugänglich ist, usw. scheinen darauf hinzudeuten. Im Bismarckarchipel ist es Sitte, dass, wenn der Harpunenwerfer sein Gerüst besteigt, von dem er den Dugong speeren will, alle Feuer gelöscht werden und die Weiber sich in ihren Hütten verborgen halten müssen. Die Schnauzenhaut wird in Torres Straits als Fetisch mitten im Dorfe aufgehängt, um den Geist des abgeschiedenen Dugong zu bewegen, seine Familienherde nicht von der Küste ziehen zu lassen u. a. m.

Die Australneger mit ihrer Erbarmungs- und Gedankenlosigkeit ihres kindischen Gemütes haben alles gespeert, was in ihre Hände fiel. Trotzdem ist kaum anzunehmen, dass die schüttere Bevölkerung die Scharen dieser Tiere sehr gefährdet hätte, obwohl sie ihre Dummheit ganz wehrlos macht. Rudyard Kipling lässt Kotik, the white seal, von einem ausgestorbenen Stammverwandten des Dugong, der Steller'schen Seekuh, sagen: „People, who are such idiots as these are, would have been killed long ago if they hadn't found out some safe island" . . . Allein die Weissen, die nach den Schwarzen zu wirtschaften begannen, trieben das Geschäft gründlicher und ergänzten es durch Pulver und Blei, bis derartige Fangarten von der Regierung gänzlich verboten wurden.

Im Korallenmeere und den sonstigen Gewässern Queenslands ist nur der Fang mit Netzen gestattet. Man benutzt 1—200 Yards lange Netze von 15 Zoll Maschenweite, um die jungen Tiere durchzulassen, und fängt damit die Seekühe, wenn sie in der gewählten Lokalität vorhanden sind, aufs leichteste. Ihrer Ernährungsweise nach sind sie an den pflanzentragenden Seegrund gebunden, auf dem sie gewissen Kräutern, den „Dugonggräsern", nachgehen. Da die höheren Pflanzen gemeinhin nicht tiefer als 10—20 m unter den Wasserspiegel hinabsteigen, so ist das Tier gezwungen, sich an die Seichtwasser und die vom Niederwasser kaum bedeckten, flachen Sande zu halten und sie bis zur Ebbemarke zu beweiden. Die so stark versandete Ostküste Australiens bietet eine ausgezeichnete Gelegenheit hierzu und die Dugongs gehören zu ihren ständigen Bewohnern. Bei Tage sich in grösseren Tiefen und auf der Aussensee aufhaltend, kommen sie des Nachts durch die verschiedenen Kanäle und Passagen in die Baien, um zu äsen. Dabei fahren sie mit ihrer breiten Schnauze am Boden dahin, reissen mit dem seitlich von den Hauern begrenzten Gaumenfortsatze die Pflanzendecke auf und nehmen aus ihr die ihnen passenden Stoffe auf. Das Aufgraben der Rasendecke geschieht in einem glatten, ununterbrochenen Zuge. Die Furchen sind von parallelen Linien begrenzt,

© Digitised by the Harvard University, Download from The BHL http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

vier Finger breit und nicht aus abgebrochenen Stücken zusammengesetzt, wie etwa von einem Tiere stammend, das bissenweise Futter abrupft und dann zerkaut. Anzeichen eines solchen bündelweisen Ausreissens habe ich nirgends gesehen. Ich halte dafür, dass der Dugong bei der Äsung mit einem Ruderschlage über den Sand fahrend, diesen mit seinem Gaumenfortsatze aufreisst, die Gräser oder sonstigen ihm zusagenden Pflanzen erfasst, sie in seinen Bürstenkiefern ausschwemmt und dann erst mit seinen Backenzähnen zerkaut. Aus den flachbogig oder schlangenförmig gewundenen hellen Spalten im dunklen Tangrasen sieht der weisse Sand hervor und verrät die Nähe des Wildes. Der Fischer verankert dort sein aus kleinfingerdicken Manilaschnüren verfertigtes Netz, dessen Schwimmer es während der Flut zu einer 18 Fuss hohen, senkrecht im Wasser stehenden Wand ausspannen. Es bleibt einige Tage stehen und wird jeden Morgen abgesucht. Kommt ein Dugong in die Nähe dieses einfachen Apparates und streift ihn, so fängt er sich entweder mit dem Kopfe oder seinen Flossen und dreht sich bei den darauffolgenden Befreiungsversuchen soweit ins Netz ein, dass er nicht mehr los oder zur Oberfläche kommen kann und ersticken muss. Der Fang gelingt meist nur bei Neumond oder bewölktem Himmel, da in mondhellen Nächten das Netz zu leicht sichtbar ist; man färbt es deshalb auch oft schwarz und hält eine leicht bewegte Wasseroberfläche aus demselben Grunde für besonders günstig.

Soweit das Theoretische. In Praxis lässt sich die Sache meist nicht so heiss anfassen — wie ich erfahren habe.

Das erste, wenn auch nicht ganz ungern gesehene Hindernis, das mich traf, war eine ungünstige Mondphase. Bis zum Dunklerwerden der Nächte hatte ich zirka eine Woche zu warten; vordem, erklärte Tommy, sei das Auslegen des Netzes verlorene Mühe. Ich verbrachte diese Zeitspanne mit den entzückenden Segelfahrten auf der Suche nach Dugongplätzen. In der Umgebung der kaum drei Meilen entfernten Pelikan-Sands, einer grossen Sandbank, fanden wir schon bei der ersten Ausfahrt ganz frische Spuren; fast jeden Tag stiessen wir auf neue Orte, wo die Dugongs gehaust haben mussten, was uns mit der besten Zuversicht erfüllte. Da sich aber vorläufig damit nichts anfangen liess, wendete ich mich der Durchforschung der Insel zu, liess mir eine Rindenhütte als Präparierraum einrichten, brachte meine Waffen in Bereitschaft und machte mich mit den Eigenheiten des Lagerlebens und mit meinen Schwarzen näher vertraut.

Unsere Ernährung wurde aufs einfachste gestaltet. Salzfleisch und Kartoffeln bildeten den Grundstock unseres Menus. Das erste in Gebrauch genommene Fleischfass enthielt ganz besonders delikate und in jeder Beziehung gediegene Stücke, so

© Digitised by the Harvard University, Download from The BHL http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

dass sich der Wunsch nach Abwechslung erst nach Wochen einzustellen begann. Etwas Senf und die vielgeschmähte Zwiebel halfen dann gewöhnlich aus und machten den Braten geschmeidiger. Andere Konserven, wie Schaf- und Ochsenzungen, Würste und Schinkenhachée, die in nicht minder guter Qualität aus den Brisbaner Fleischfabriken bezogen wurden, kamen an Feiertagen auf die Tafel; dazu als Genussmittel Fruchtmus, Jam, ohne welche in Queensland kein Arbeiter einen Dienst antreten würde. Als Getränk diente Tee, zu den Mahlzeiten, wie auch tagsüber. Trinkbares Wasser gab es für gewöhnlich nicht. Eine unweit meines Zeltes in den Sand gegrabene Sickergrube lieferte eine gelbbraune, in dicker Schicht rubinrote Flüssigkeit, die sich beim Aufkochen trübte und einen weissgrauen lockeren Schlamm absetzte. Um sie geniessbar zu machen, wurde sie mit viel Tee und Zucker versetzt und in ein dunkelbraunes Fluidum verwandelt, das wenigstens sterilisiert war. Später schuf ich mir durch wagrechtes Aufspannen eines Stückes Billroth-Battist bei Regenfällen eine Quelle des klarsten und wegen seiner Seltenheit doppelt geschätzten Wassers.

Alkoholische Getränke hatte ich grundsätzlich nicht mitgenommen, um den Streitigkeiten zu entgehen, die sich so häufig aus der Gier nach den vielbegehrten „Drinks“ entwickeln.

Pond liess die Künste der Buschmanküche spielen, die von spartanischer Einfachheit waren, trotzdem aber eine willkommene Unterbrechung in die etwas einförmige Menage brachten. Fische wurden in Seewasser gekocht und erschienen als zarte Leckerbissen. Er briet sie am Spiesse und machte sie nicht minder begehrenswert. Geschwinder verfuhr er mit den langnasigen Hornhechten: er steckte sie mit dem Kopf so in den Sand, dass ihre schlanken Körper über dem Feuer hingen. Aus dem mitgebrachten Mehl machte er australisches Brot oder Damper. Der mit Wasser angerührte Teig wurde in die Kohlenglut eingegraben und gebacken; nicht gut, aber gesund! Die feinere Küche schreibt eine Beimischung von Backpulver vor, wodurch der Discus an Härte verliert. Zuweilen gab es Dugongfleisch und sogar Austern. An kulinarischen Genüssen war also kein Mangel. Meine Leute wendeten ihnen auch eine grosse Aufmerksamkeit zu, die ich schon deswegen eindämmen musste, um nicht den Schein schlemmender Piknikpartieen aufkommen zu lassen. Ihr körperliches Wohlbefinden liess mich nach dem wirklich erstaunlichen Appetit, den sie Tag und Nacht äusserten, und dem gesunden, tiefen und langen Schlaf, den sie hatten, vollkommen ohne Sorgen. Auch in ihrer Faulheit merkte ich keinen Rasseunterschied zwischen Schwarzen und Weissen. Nur Tommy blieb stets der willige Arbeiter, der er von Anfang an schien.

© Digitised by the Harvard University, Download from The BHL http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

Auch mein Gesundheitszustand war, so oft ich Zeit hatte, darüber nachzudenken, gut. Ernährungsweise, körperliche Arbeit und warmes Klima vereinigten sich in dieser Richtung auf das Beste. Einige Beschwerden fühlte ich bloss von den sogenannten Sandfliegen. Es sind das kleine, kaum Millimeter lange Mücken, eine Simuliaart, deren Bisse auf der Haut kleine flohstichähnliche, aber heftig brennende Stippchen hinterlassen. Ihrer Einwirkung nicht angepasst, wurde ich durch sie anfangs auf das heftigste irritiert. Ich spürte unausgesetzt ein heftiges Brennen und Jucken im Gesichte, an den Armen und Händen, das mir ein ruhiges Betrachten irgend eines Gegenstandes unmöglich machte. Zum Glücke verschwanden sie mit dem Absinken der Temperatur beinahe gänzlich. Nebst ihnen machten mir die Moskitos die meiste Plage. Bekanntlich stehen diese Stechmücken und das Sumpffieber in einem ursächlichem Zusammenhange, indem sie die Hauptverbreiter der Erreger dieser Krankheit sind, die sie durch das Blutsaugen an kranken Menschen in sich aufnehmen und an andere durch denselben Prozess weiter impfen. Könnte man die Moskitos — von denen nur die Weibchen den Menschen anfallen — ausrotten oder würde man alle malariakranken Menschen schnakensicher isolieren können, so wäre der Weiterverbreitung dieser Seuche wirksam Einhalt getan. Die autoritative Behauptung, dass in Queensland die Moskitos nach dieser Hinsicht unschädlich seien, beruht zweifellos auf der Tatsache, dass sonach den Schnaken die Möglichkeit mangelt, sich zum Zwischenträger zu machen. Sie finden keine Gelegenheit, sich mit den spezifischen Plasmodien — denen der Fiebererreger angehört — zu beladen und sie weiter zu geben.

Von dieser Gefahr aber ganz abgesehen sind Gelsenstiche für manche Menschen schon in geringer Zahl unerträglich, geschweige denn, wenn sie dem unglücklichen Opfer zu tausenden und dazu noch von einer so grossen Anophelesart beigebracht werden, wie sie unter den ostaustralischen Stechmücken zu finden ist. Fiebererregend oder nicht, sind sie dort, wo sie in Massen auftreten, eine so gefürchtete Plage, dass man sich gezwungen sah blühende Niederlassungen wieder preiszugeben. So stand in der Nähe meines Camp vor etwa zehn Jahren eine kleine Viehstation mit mehreren Bauten, deren Trümmer uns bei den Wanderungen durch die Sümpfe wehmütig berührten. Sie wurde wegen der Moskitos verlassen und wie ich nachträglich erfuhr, war die Mission Majora deswegen von so wenigen Weissen bewohnt, weil in gewissen Jahren die Mückenplage zu arg wurde. Die Schwarzen sind weniger empfindlich und was speziell meine Blackies anbelangte, so wischten sie einfach mit der Hand ihre mückenbesetzten Schienbeine ab, die Moskitos dabei in ganzen Reihen

© Digitised by the Harvard University, Download from The BHL http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

zerdrückend. Pond war schon unruhiger; das Klatschen seiner Hand auf Nacken und Schenkel hörte ich zuweilen bis tief in die Nacht; morgens erschien seine Stirne oft beulenbedeckt. Ich vermochte mir die Moskitos ziemlich gut dadurch vom Leibe zu halten, dass ich niemals barfuss herumging und dass ich mein Lager mit einem guten Moskitonetze versah. Letzteres hielt ich in peinlichster Ordnung, schloss es jeden Morgen sorgfältig und untersuchte seine Falten am Abend mit der grössten Genauigkeit. Übrigens verschwanden die Stechmücken in den ersten drei Wochen meines Aufenthaltes ebenso wie die Sandfliegen. Trotzdem konnte ich meine Nachtruhe keineswegs ungestört nennen, weil das nächtliche Tierleben in und um mein Zelt allzu lebhaft und ich noch zu wenig akkomodiert war. Der lebhafte Wellenschlag, der bei Flutzeit kaum 15 Meter von meinem Zelte entfernt in den Mangroves verrauschte, trug dazu das Seine bei.

Am meisten beschäftigte mich in den stillen Nächten das laute Knacken der jungen Austern, die, bei Ebbe trocken liegend, ein lebhaftes Knattern durch das Zusammenschlagen ihrer Schalen erzeugten. Die Austernbrut heftet sich beim Sesshaftwerden mit Vorliebe an Steine und an Wurzeln der Mangroves im Bereiche der Flutmarke an. Ist das Wasser gesunken, so verharren die beiden Muschelschalen fest geschlossen. Ich habe mir alle Mühe gegeben zu beobachten, unter welchen Umständen das Krachen zustande kam, und bin zu diesem Zwecke oft lange Zeit zwischen den Schalenstöcken gesessen. Mir ist es aber nie gelungen, ein Öffnen mit darauf folgendem raschem Zuschlagen der Schalen, das der Erscheinung zugrunde liegen dürfte, zu sehen. Wenn man noch so aufmerksam zusieht, scheint alles regungslos, bis plötzlich in unmittelbarster Nachbarschaft irgend eine Auster laut knackt. Dabei kann man gut ein leises knisterndes Geräusch der kaum pfenniggrossen jüngeren Stadien vor dem lauten Schnalzen einer grösseren Auster unterscheiden.

Den Sandmäusen, die oft in ganzen Rudeln mein Zelt besuchten, schenkte ich weniger Bedeutung; da sie mir nichts von meinen Einrichtungsgegenständen benagten, sondern nur gerne in meine warmen Decken kriechen wollten, liess ich sie ganz ungeschoren. Bei ihrer grossen Zahl wäre ein anderes Verhalten auch wenig angebracht gewesen. Viel interessanter, wenn auch störender waren die Bandikoots, eine Art Beuteldachse, die manchmal in mehreren Exemplaren im trockenen Grase und nahen Gebüsch laut raschelnd herumzustöbern pflegten. Ich kannte die hier lebende Art, Parameles obesula. Es ist dies ein nächtlich streifendes Beuteltier von etwa 40 cm Länge, wovon ein Viertel auf den Schwanz fällt. Eine Ähnlichkeit mit einem Dachse habe ich nicht finden können; vielmehr gleicht das Tier nach Körper-

© Digitised by the Harvard University, Botany Libraries, www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

gestalt und Farbe einer sehr grossen Ratte. Die Schnauze ist spitz wie bei diesen Nagern, die kleinen Ohren nackt, die schwarzen Augäpfel kugelig vorspringend, der Schwanz schütter behaart, das Fell am Bauche hellgrau bis weiss, am Rücken graubraun bis dunkelgrau. Tagsüber lebt der Bandikoot in hohlen Baumstämmen oder in Sandlöchern, die durch die Spuren des munteren Tieres leicht verraten werden. Von den Australiern — weissen wie schwarzen — wird ihm seines schmackhaften Fleisches wegen gerne nachgestellt. Im Stew fand ich es ganz ausgezeichnet und später, als ich genügende Mengen Organpräparate und Skelette zusammengebracht hatte, wanderte jeder Bandikoot in den Kochtopf. Tommy fing sie in grossen Rattenfallen, die er mit Brot oder Kartoffeln köderte. Wir erbeuteten in unserem Wallum-Camp gegen 40 Stück. Leider war kein einziges trächtig oder hatte Junge bei sich; nicht minder auffallend war der Umstand, dass ich nur zwei Exemplare mit unversehrtem Schwanz erhielt. Alle übrigen hatten ihn knapp an der Schwanzwurzel abgebissen oder besassen nur kurze Stummel. Wir können diese Eigentümlichkeit vielleicht auf Eifersüchteleien zur Zeit der Brunst zurückführen.

Mit dem Gewehre konnte ich dem Bandikoot nichts anhaben. Oftmals, wenn diese Tiere gar zu lebhaft ihr Wesen trieben und heller Mond mein Vorhaben zu begünstigen schien, schlich ich aus dem Zelte und wartete geduldig. In dem eigentümlich silberhellen Mondlichte glaubte ich die kleinsten Gegenstände wahrnehmen zu können, sah deutlich Absehen und Korn des Gewehrlaufes, niemals aber das gewünschte Tier. Freilich war nirgends ebener Sand, sondern bestenfalls niederes Gras in meiner Umgebung. Aber das Rascheln der Beuteldachse war so laut, dass ich jeden auf mehr als 100 Meter richtig lokalisieren zu können glaubte; ungeniert zogen sie knapp an mir vorüber oder näherten sich so weit, dass ich die Grashalme schwanken sah. Dann feuerte ich nach langem und bequemen Zielen, traf aber niemals die ersehnte Beute.

Ganz ähnlich ging es mir mit den fliegenden Hunden einer grossen Pteropusart, die in einzelnen Exemplaren die honigtragenden Banksien besuchten und sich durch ihr lautes knarrendes Grunzen oder Fauchen verrieten. Oft war ich den Wallabies auf der Spur oder passte auf Bandikoots, wenn plötzlich lauter, rauschender Flügelschlag mich auf einen Flying fox aufmerksam machte, der im nächsten Baume einfiel. Nach vielen vergeblichen Versuchen schoss ich in einer besonders warmen Juninacht eine dieser schönen Fledermäuse in dem Momente, als sie über einen wagrechten Baumast kriechend sich gut gegen den hellen Nachthimmel abhob. Leider war durch die geringe Schussdistanz der Kadaver so zerrissen, dass ich bloss das Gehirn

© Digitized by the Harvard University, Download from The Biodiversity Heritage Library http://www.biodiversitylibrary.org/; www.biologiezentrum.at

präparieren konnte. Später ist mir die Erbeutung eines solchen Tieres trotz aller Mühe nicht wieder gelungen, selbst wenn das durchdringende Kreischen und Schreien von zwei oder mehreren Exemplaren aus den schwarzen Blättermassen erschallte, die sich unmittelbar über meinem Kopfe ausbreiteten.

Neben diesen Störenfrieden machte der schauerliche Ruf eines Sumpfvogels, des Curlew, Numenius australis, den nachhaltigsten Eindruck. Der ungemein scheue Vogel kommt der Gestalt nach einem kleinen Ibis gleich und ist von schlichter, hellgrauer Färbung. Sein Ruf ist ein ungemein klagender, lauter, lang gezogener Pfiff, der von einer Anzahl ebensolcher a lmählig kürzer werdenden Laute gefolgt ist, bis er endlich in ein lachendes Kollern übergeht, das leise verklingt. Wenn ich in den stillen Tropennächten hinaushorchte oder im Busch auf der Lauer lag, liess mich oft der unvermutet einsetzende Schrei des Curlew heftig zusammenfahren, der geradezu unheimlich aus den Sümpfen des Wallum-Creek herüberklang. Es dauerte eine ziemlich lange Zeit, ehe ich mich an ihn so gewöhnt hatte, um keine unangenehme Sensation zu empfinden, wenn er plötzlich an mein Ohr schlug.

Über verschiedene Perioden in den erdmagnetischen Erscheinungen.

Vortrag, gehalten in der Monatsversammlung vom 19. Mai 1909.

Von **S. Oppenheim.**

M. H.! Das Thema des heutigen Vortrages ist mehr ein mathematisches. Erst in seinen Ergebnissen berührt es den im Titel angegebenen Gegenstand. Mathematisch handelt es sich um die Aufstellung einer neuen Methode, die Periode einer periodischen Erscheinung auf rein rechnerischem Wege zu bestimmen unter der Voraussetzung, dass eine Reihe von Beobachtungswerten der Erscheinung gegeben ist, welche äquidistanten Zeitintervallen angehören.

Ein Beispiel möge hier zunächst an Stelle weitläufiger Erörterungen dazu angeführt werden, die Fragestellung in dem Problem zu fixieren.

Man weiss, dass die magnetische Deklination Veränderungen unterworfen ist, die sich mindestens in Mitteleuropa derart abspielen, dass die Deklination zur Zeit ihrer Entdeckung eine östliche (negative) war, dann durch Null durchgehend eine westliche (positive) wurde, nach dieser Richtung hin einen Maximalwert erreichte und gegenwärtig langsam aber stetig ab-

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Lotos - Zeitschrift fuer Naturwissenschaften

Jahr/Year: 1909

Band/Volume: 57

Autor(en)/Author(s): Dexler Hermann

Artikel/Article: Australische Reisebriefe V. 189-202